

Barbara Tolliner

Hinfallen ist erlaubt. Aufstehen ist Pflicht!

Biografische Mutmacher-Erzählung

Wie geht Leben, wenn alles anders kommt?

Impressum:

Haftungsausschluss

Die in diesem Buch beschriebenen Vorgehensweisen bilden den persönlichen Weg des Hauptdarstellers ab und sind als solcher zu verstehen.

Sie ersetzen keine ärztlichen Diagnosen, Beratungen und Therapien.

Die Autorin und Herausgeberin Barbara Tolliner haftet weder für Schäden, welcher Art auch immer, die sich aus der Anwendung der in diesem Buch geschilderten Methoden und Impulse ergeben, noch für Verbesserungen oder Verschlechterungen des Gesundheitszustandes.

© 2026, Barbara Tolliner | www.barbaratolliner.at | info@barbaratolliner.at

Buchgestaltung: Wilhelm Ranseder, Buchschmiede

Lektorat: Mag. Gertraud Zimmer-Lintner

Buchumschlag Titelseite Foto: Barbara Tolliner

Buchumschlag hinten Foto: Freisinger

Druck und Vertrieb im Auftrag der Autorin: Buchschmiede von Dataform Media GmbH
Julius-Raab-Straße 8, 2203 Großebersdorf, Österreich

www.buchschmiede.at – Folge deinem Buchgefühl!

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:

info@buchschmiede.at

ISBN: 978-3-99192-053-3 (Paperback)

ISBN: 978-3-99181-909-7 (Hardcover)

ISBN: 978-3-99181-910-3 (E-Book)

Printed in Austria

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und der Autorin unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Für Klaus

und

alle Menschen, die die Erfahrung
eines Schicksalsschlags machen und glauben,
es geht nicht mehr weiter im Leben.

Es geht weiter.

Es geht anders weiter.

Der Holzwurm

Der Holzwurm kann es gar nicht glauben
Man will ihm seiner Existenz berauben
Liner aus Silikon und Polyurethan
Rohre aus Aluminium und Titan
Alles nur für den Komfort
Den man einst durch die Amputation verlor
Das System ist zwar nicht aus eigen Fleisch und Blut
Man fühlt sich damit aber trotzdem ziemlich gut
Die Mobilität ist wieder gegeben
Das ist der wahre Segen

Klaus D. Tolliner

Inhalt

- 9 Vorwort**

- 15 Schicksal**
 - 17 Prolog
 - 17 Das Unfassbare geschieht
 - 21 Was war geschehen?
 - 23 Der Horror geht weiter
 - 25 Krems
 - 27 Erinnerungen
 - 33 Rehabilitation
 - 37 Trennung
 - 38 Schule
 - 39 Leoben
 - 41 Barbara

- 43 Seelenbegegnung**
 - 45 Zwei Seelen finden sich
 - 48 Verlobung
 - 49 Hochzeit
 - 53 Noch einmal geschieht das Unfassbare
 - 55 Mit den Augen eines Kindes sehen – Vollkommen

- 63 Berufung**
 - 65 (M)Ein Beispiel – Denker, Kopfarbeiter und Visionär
 - 72 Das Verständnis erfunden – Gleichheit
 - 78 Weine mit mir und lache! – Selbstbeschreibung
 - 83 Dank dir bin ich auch auf dem zweiten Auge blind – Blickwechsel

- 95 Behinderung**
 - 97 Ein Experte mit Herz – Ein großes Herz
 - 104 Klaus, das Sommercamp und ich – Menschenfreund
 - 112 Lieber geschätzter Klaus! – Spuren hinterlassen
 - 119 Wo liegen die Geschenke des Lebens für uns bereit? – Lebensgeschenke

127 Glaube

- 129 Tiefer Glaube – Gottvertrauen
- 132 Geht nicht, gibt's nicht! – Willenskraft
- 136 Mach es!! – Mut

141 Nordkap

- 143 Vorwort zu „Zweierseilschaft zum Nordkap“
- 144 Die Vorbereitung und das Warum
- 145 Eine Zweierseilschaft zum Nordkap
- 157 Die Macht der Gedanken, Beifahrer, Sprichwörter und die magische Drei
- 160 Die Macht der Kommunikation oder ist „umi“ jetzt links oder rechts?

167 Passion

- 169 Sei du selbst das Licht – Licht
- 172 Im Hier und Jetzt – Keimling und Ernte – Dankbarkeit – Wunder
- 176 Es war einmal ... – Freundschaft
- 189 Eine Begegnung mit einem besonderen Menschen und ein Intensivlernprogramm „Das Leben leben, so wie es ist!“ – Ressourcen

207 Transformation

- 209 Klaus und der Schmetterling – Liebe
- 218 Die Reise zu dir
- 223 Selbstermächtigung

235 Epilog

- 237 Lebenserfahrungen
- 239 Meine Erkenntnisse des Lebens

243 Danksagung

- 245 Dank

Liebe Leserin, lieber Leser,

damit die Ursprünglichkeit und die Person hinter dem Text gewahrt bleiben, wurde nicht in die Art und Weise des Genderns, die die Autorinnen und Autoren der Texte jeweils angewendet haben, eingegriffen.

Durch dieses Buch weht der Spirit von Klaus D. Tolliner, für den die Unterschiedlichkeit und Einzigartigkeit jedes Menschen wichtig war.

Fühle dich beim Lesen, egal welchen Geschlechts, welchen Alters, mit oder ohne Behinderung, vor allem als Mensch angesprochen.

Vorwort

„Schreib doch ein Buch über dein Leben. Du schreibst so interessant, witzig und es geht dir so leicht von der Hand. Deine Lebensgeschichte interessiert sicher viele Menschen und sie gibt Mut.“ Zum wiederholten Male forderte ich dich, Klaus, meinen Mann, auf, endlich dein außergewöhnliches Leben aufs Papier zu bringen.

Deine knappe Antwort war: „Das kann ich nicht.“ Ich wollte es nicht glauben. Wie konnte das sein, wo in deinem Kopf die verrücktesten, lustigsten und bis ins kleinste Detail gehenden Geschichten kreierte wurden? Sie flossen aus deinem Kopf über die Hand aufs Papier. Immer mit Füllfeder und von Hand geschrieben. Wie aus einem Guss. Ich verstand es lange Zeit nicht. Nein, du konntest tatsächlich nicht über dich schreiben. Über alle anderen schon. Über alles andere auch. Nur nicht über dich.

Knapp drei Monate vor deinem Tod bist du mit deinem Vater aufs Nordkap gefahren. Über diese abenteuerliche Reise wolltest du dann doch dein erstes Buch schreiben. Die Idee dazu kam dir spontan, als die Ärzte dir nach sechs vereinbarten Chemotherapien auf deine Frage „Wie geht es jetzt weiter?“, kurz geantwortet haben: „So wie bisher.“

Das zog sogar dir den Boden unter den Füßen weg, wenngleich du in deinem Leben bereits einen lebensbedrohlichen Unfall überlebt hattest. Die Ärzte nahmen deine erschrockene Reaktion wahrscheinlich nicht einmal wahr. Selbst wenn, ließen sie es sich nicht anmerken. Auf sechs palliative Chemotherapien konntest du dich nach der Diagnose Bauchspeicheldrüsenkrebs mit Metastasen in der Leber einlassen.

Es war von Anfang an klar, dass die Chemotherapie palliativ sein würde. Es ist eine Form der Krebsbehandlung, bei der Chemotherapeutika eingesetzt werden, um die Symptome einer Krebserkrankung zu lindern und die Lebensqualität von PatientInnen zu verbessern, wenn eine Heilung nicht mehr möglich ist. Es war geplant, die fünf giftigsten Stoffe, die damals zugelassen waren, langsam innerhalb von 48 Stunden in deinen Körper hineinfließen zu lassen.

Von Beginn an war die Schulmedizin überzeugt, dass du keine Überlebenschance hattest. Heute frage ich mich, was das damals bei dir ausgelöst hat und wie dich diese Meinung und Haltung beeinflusst haben. Was die Diagnose in deinem Unterbewusstsein bewirkt hat, kann ich nicht sagen. Nach außen hin hast du jedenfalls deine Ärmel hochgekrempt und diese Herausforderung angenommen. Du hast an Heilung geglaubt. Ich auch.

Eines weiß ich mit Bestimmtheit, es tut nicht gut, zu hören: „Essen Sie, was Sie möchten“, denn es schwingt die Botschaft mit: „Es ist egal, was Sie Ihrem Körper zuführen. Sie sterben sowieso. Genießen Sie noch Ihre verbleibende Zeit. Lange gibt es Sie nicht mehr.“ Die enorme Wichtigkeit der gesunden Ernährung und Entgiftung des Körpers wurde völlig ausgeklammert. Man hatte dir den Stempel des Sterbenden aufgedrückt.

Manchmal sah ich die erstaunten Blicke des Krankenhauspersonals, wenn du quasi als Training nach der Chemotherapie vom Erdgeschoß bis in den 4. Stock im Krankenhaus über die Stiege gegangen bist. Anfangs zumindest.

Ich fiel aus allen Wolken, als du dir deine „letzte Ölung“ vom Seelsorger des Krankenhauses spenden ließest. So wurde es mir von einer Krankenschwester mitgeteilt. Mit den heiligen Sakramenten bin ich nicht so vertraut und ich dachte, dass du dich auf das Sterben vorbereitest. Ich sprach dich darauf an. Ganz ruhig hast du mir die Angst genommen, dass du gehen wirst und du tatsächlich eine Krankensalbung in Anspruch genommen hast. Es ist ein Sakrament der Stärkung und Heilung, die du schon mehrmals

empfangen hattest. Den Seelsorger lernte ich auch kennen und ich zog den Hut vor ihm, denn er begegnete dir als Mensch mit viel Humor und Leichtigkeit. Er sah dich nicht als dreifach amputierten, unheilbar Kranken an. Wahrlich eine große Kunst. Das gelang und gelingt wenigen Menschen.

Die Chemotage waren für mich schwer auszuhalten. Ich litt. Du auch. Du hast dich auf diese Tage mental vorbereitet und dein großartiges Unterstützungsteam aus Familie und Freunden aktiviert. Dich mental auf etwas einzustellen, das konntest du unglaublich gut. Darin hattest du Übung. Es tat mir weh, dich am „Chemotropf“ hängen zu sehen. Ich konnte es in meinem Körper spüren und ich dachte mir: „Das kann nicht gut sein. Das haut selbst dich um.“ Nicht sofort, aber mit der Zeit. So war es dann auch. Nach zehn Chemotherapien wolltest du endgültig aussteigen. Du hattest das Gefühl, dass die Chemo deinen Körper vergiftet hat. Es war zu spät dafür.

Du hattest sogar schon einen Titel für dein Buch: „Zweierseilschaft zum Nordkap“ und eine grobe Übersicht der Kapitel. Darin wolltest du deine Erlebnisse, deine Eindrücke, Gedanken und Erfahrungen untermalt mit wunderschönen Bildern deiner Reise mit deinem Vater festhalten. Nicht nur. Die einzelnen Kapitelüberschriften lassen darauf schließen, dass du auch tiefer gehende, dich betreffende Themen ansprechen wolltest. Erstaunlich. Ja, du warst bereits durch einen großen Transformationsprozess gegangen.

Der Tod hinderte dich daran, dein Vorhaben auszuführen. Einige Kapitel hattest du bereits während deiner Reise geschrieben und sie fließen in dieses Buch ein. Einige Kapitelüberschriften werden hier ebenfalls mit eingewoben, jene, die vermuten lassen, dass du darüber tiefgehend geschrieben hättest. Welche Veränderung! Wie gesagt, das Schreiben fiel dir leicht.

Dein Buch „Zweierseilschaft zum Nordkap“ wird nicht geschrieben werden. Deine Lebensgeschichte schon. Gemeinsam mit unserer Familie, deinem Freundeskreis und Geschäftspartnern schreiben wir deine Le-

bensgeschichte auf. Zumindest Teile aus deiner Lebensgeschichte. Wir probieren es, im Wissen, dass es lediglich ein eingeschränkter Versuch ist, dein Leben abzubilden. Jedoch ein Versuch, der aus dem Herzen kommt.

Kurz nach deinem Tod habe ich die Mitglieder deines Netzwerks gebeten, Texte über dich, ihre Erlebnisse mit dir und auch, was sie möglicherweise von dir gelernt haben, zu schreiben. Die sechzehn unterschiedlichen Beiträge zum Buch haben mich berührt. Ich musste lachen, weinen und ich erfuhr Neues über dich. Vor allem war mir nicht klar, welchen außerordentlich großen Eindruck du bei Menschen hinterlassen hast. Natürlich war mir bewusst, dass Menschen hin und weg waren, wenn sie dich zum ersten Mal sahen. Du hast die Aufmerksamkeit sofort auf dich gezogen – durch dein Lachen, deine herzliche und unkomplizierte Art und natürlich auch durch deinen fehlenden linken Arm, von dem nur ein kurzer Stumpf am Oberarm übriggeblieben war.

Im Sommer, wenn kurze Hosen deine beiden Unterschenkelprothesen sichtbar machten, verschlug es deinem Gegenüber oft die Sprache. Einmal drehte sich jemand auf dem Gehsteig nach dir um, weil er es nicht glauben konnte, was er sah, und lief in die Stange eines Verkehrszeichens hinein. Es krachte, wir drehten uns um und mussten lächeln. Kinder gingen mit deiner Behinderung offen um. Sie fragten interessiert ihre Eltern: „Was hat denn der Mann?“, oder „Warum hat der Mann keinen Arm?“ Diese Fragen wurden in den allermeisten Fällen peinlich berührt beantwortet mit: „Das fragt man nicht!“, oder „Geh weiter“. Manchmal sagte ich im Scherz zu dir: „An mich kann sich niemand erinnern. An dich alle.“

Das muss dir erst jemand nachmachen, dreifach amputiert und dann noch so gut drauf. Jammern, dich beklagen oder mit deinem schweren Schicksal zu hadern war nicht dein Ding. Nie! Auch dann nicht, als du von deiner Krankheit erfahren hast.

Es gab auch andere dunkle und schmerzvolle Tage für dich. An diesen hast du dich lieber verkrochen und wolltest deiner Umwelt nicht

zur Last fallen, nicht mal deiner Familie. Du warst es gewohnt, es mit dir selbst auszumachen. Das waren die Tage, wo du dich zurückgezogen hast, deine Antworten äußerst knapp und auch mürrisch waren. Es dauerte eine Zeitlang, bis ich das verstand. Es ging dir nicht gut.

Kein Wunder! Es ging dir dann nicht gut, wenn deine Mobilität auf Grund von offenen Wunden auf deinen Stümpfen eingeschränkt oder nicht gegeben war und auf Grund von Schmerzen. Es gab auch diesen stechenden Schmerz, der immer wieder wie aus heiterem Himmel durch deinen Körper schnitt. Er ließ dich kurz in dich zusammensacken. Ich stellte mir diesen Schmerz einmal so vor: Vor Jahren musste einer meiner Zähne wurzelbehandelt werden. Die Zahnärztin fuhr, nachdem ich eine Lokalnarkose bekommen hatte, mit einer feinen Nadel sanft in den Zahnhals hinein. Ein unglaublich intensiver, durch meinen gesamten Körper gehender Schmerz war die Folge. Alles in mir zog sich zusammen. Genauso hast du dich gekrümmt, wenn der Schmerz durch deinen Körper ging. Ganz plötzlich war er da. Nie hast du ein Wort darüber verloren. Dich nicht beklagt. Schmerzstillende Tabletten hattest du immer dabei.

Ich weiß nicht, wann genau dein Lebensmotto „Hinfallen ist erlaubt. Aufstehen ist Pflicht!“ entstanden ist. Zum ersten Mal las ich es 2014 auf einer deiner Visitenkarten. Du hast dein Lebensmotto gelebt. Immer und immer wieder.

Deine Mutter begann vor Jahren über deinen beinahe tödlichen Stromunfall zu Weihnachten 1985 zu schreiben und wie du wieder ins Leben zurückgefunden hast. Sie macht das sehr ehrlich und persönlich und gibt einen seltenen Einblick in ihr inneres Erleben. So gut, dass sie es hier teilt und über das Unvorstellbare und Unbegreifliche erzählt. Als ich ihre Geschichte das erste Mal las, liefen mir mehrmals die Tränen über meine Wangen. Sie wollte das Buch, so wie ich, für dich und auch Menschen, die in einer ähnlichen Situation sind, schreiben. Hier fließen unsere Texte zu einem Ganzen zusammen.



Mit ganzem Herzen und Einsatz fängt Klaus Szenen einer Theatervorführung am Glacis in Leoben ein. Foto: Privat

Schicksal

Elfriede Tolliner

Prolog

Ich habe dieses Buch lange, sehr lange in mir herumgetragen und war doch nicht bereit, so viel von meinem Innersten preiszugeben, das nötig ist, um zu erzählen, wie es wirklich war. Damals.

Dieses Buch schreibe ich nun vor allem für meinen wunderbaren Sohn Klaus, der so Schweres durchmachen musste, für seine Frau Barbara, die plötzlich wie ein Engel in der Not auftauchte, für meine Enkeltochter Viktoria, die ein Lichtblick in einem langen Tunnel war und ganz besonders für meinen Mann, der uns alle in dieser schweren Zeit getragen hat und Gott sei Dank kein Talent zum Traurigsein hat.

Ich möchte versuchen, mit dieser Geschichte all den Menschen Mut zu machen, denen Ähnliches widerfahren ist und die genau wie wir irgendwann einmal dachten, alles ist zu Ende.

Doch es ist wirklich so, es geht immer wieder weiter.

Das Unfassbare geschieht

Der Tag, der unser Leben völlig verändern sollte, war ein nebeliger, trüber Christag. „Gefrierender Nebel“, würden sie später sagen und „der Hubschrauber kann nicht fliegen.“

Als am 25. Dezember 1985 um 8 Uhr früh das Telefon läutete, hatten wir keine Ahnung, dass von nun an nichts mehr in unserem Leben so sein würde wie bisher.

Mein Mann hob ab und lauschte eine Weile. Dann legte er auf und murmelte etwas wie: „Na der kann etwas erleben!“ „Wer?“, fragte ich. „Na Klaus, der sitzt im Krankenhaus beim Portier und ist betrunken. Ich soll ihn abholen.“

Das war doch gar nicht möglich, der liegt noch in seinem Zimmer im Bett, dachte ich. Wir waren am Heiligen Abend gemeinsam schlafen gegangen. Ich lief in sein Zimmer und tatsächlich, das Bett war unbenutzt. Angst stieg in mir auf. Das sah meinem 18-jährigen Sohn gar nicht ähnlich, dass er in der Nacht nicht nach Hause kam.

Mein Mann fuhr also weg und ich wartete zu Hause. Und wartete und wartete. Nach zwei Stunden hielt ich es nicht mehr aus, lief zu einem benachbarten Freund und bat ihn, mich ins Krankenhaus zu fahren. Schon durchs Fenster der Unfallambulanz sah ich, dass mein Mann rauchte, obwohl er das Rauchen vor einiger Zeit aufgegeben hatte. Sein Gesicht war totenblass, fast gelb und dicke Schweißtropfen liefen über sein Gesicht.

„Um Gottes Willen, was ist geschehen?“, flüsterte ich.

„Irgendetwas mit Strom.“ Seine Stimme war wie ein trockenes Schluchzen.

„Wo ist er?“

„Im Schockraum.“

Der Oberarzt kam.

„Bitte, was ist passiert?“, fragte ich.

„Durch diesen Körper sind mindestens 15 000 Volt gegangen.“

„Was heißt das? Bitte was heißt das?“

„Das kann bis zur Amputation oder aber auch zum Tod führen. Wir haben alles zur Erstversorgung getan. Jetzt wird er nach Wien in die Verbrennungsstation gebracht!“

Das war unfassbar, doch nicht mein Sohn! So was passiert doch nur anderen Leuten, doch nicht uns. Mein Kopf konnte und wollte das nicht begreifen. Es war, als träte ich förmlich aus meinem Körper heraus und sähe mir selbst zu,

als eine Schwester kam, mir einen Sessel in die Knie schob, und meine Hand ergriff. Ich begriff gar nichts. Wieso Strom? Was war geschehen?

„Bitte, ich will ihn sehen!“

„Es ist besser, Sie behalten ihn im Gedächtnis, wie er war.“

War? Wieso war? Er ist doch noch nicht tot.

„Nein, nein, ich will ihn sehen!“

Eine Bahre wurde hereingeschoben, darauf mein Sohn. Sein ganzer Körper flog vor Schock und Anstrengung, am Leben zu bleiben. Ich beugte mich über sein verbranntes Gesicht, das aussah, als hätte er einen Gletscherbrand und küsste seinen zitternden Mund.

„Reg dich nicht auf, Mama“, flüsterte er.

Das war zu viel. Ein unerträglicher Schmerz ballte mein Innerstes zu einem Knoten zusammen, doch ich konnte nicht weinen.

Der Hubschrauber konnte nicht starten. Gefrierender Nebel machte einen Start unmöglich, und so brachten sie meinen schwer verletzten Sohn mit dem Krankenwagen weg. Nur meine Schwägerin, die Anästhesieschwester im gleichen Krankenhaus war, durfte mitfahren.

Mein Mann und ich fuhren stumm nach Hause. Keiner konnte dem anderen Trost zusprechen, keiner getraute sich auszusprechen, was wir am meisten fürchteten. Wie Marionetten machten wir uns fertig, dem Krankenwagen nach Wien zu folgen.

Die Verbrennungsstation im Wiener AKH war damals 1985 nur eine Baracke, da das neue Krankenhaus erst zum Teil fertig war und die Einrichtung sah nicht sehr vertrauens erweckend aus. Doch der Ruf dieser Abteilung war gut.

Wir kamen also hin und wurden mit den Worten: „Ihr Sohn ist noch im Operationsaal und wird operiert“, wieder weggeschickt. Keine weitere Auskunft.

Stunden um Stunden liefen wir im nasskalten, nebeligen Wien herum, froren bis auf die Knochen und hofften auf eine gute Nachricht, wenn wir immer und immer wieder im Krankenhaus nachfragten. Doch jedes Mal die lapidare Auskunft: „Ihr Sohn wird noch operiert.“

Mit leeren Blicken starrten wir immer wieder in dieselben Auslagen, die weihnachtlich geschmückt waren und umrundeten die Votivkirche unzählige Male.

Es war schon dunkel, als wir wieder in die Klinik kamen. Diesmal erhielten wir Auskunft.

„Ihr Sohn liegt im Aufwachzimmer. Der linke Unterschenkel musste amputiert werden. Fahren Sie nach Hause, er wird heute nicht mehr auf die Station kommen.“

Der linke Unterschenkel ist amputiert. Diese Worte hallten in meinem Kopf. Unser wunderbarer, sportlicher Sohn, der schifahren konnte wie der Teufel, mit meinem Mann klettern ging und weite Radtouren unternahm, war amputiert.

Fassungslos sahen wir uns an. Das Unvorstellbare, das nicht Denkbare war passiert. Aber was wir damals noch nicht wussten: das war erst der Anfang.

Beim Nachhausefahren machten wir uns zaghaft Mut, erzählten uns gegenseitig, dass es viele Unterschenkelamputierte gab, die mit einer guten Prothese wieder fast alles machen konnten. Wir hatten nur schreckliche Angst davor, wie unser Sohn nach dem Aufwachen darauf reagieren würde. Mein Mann sagte mit Galgenhumor: „Am liebsten hätte ich, er würde sagen: ‚Außer, dass sie mir den Fuß amputiert haben, geht es mir gut.‘“

Und merkwürdigerweise sagte er am nächsten Tag genau das.

Zu Hause warteten schon unsere Freunde auf uns. Wortlos saßen wir da. Sie trauten sich nicht zu fragen und wir konnten nichts sagen. Ein übergroßer Schmerz ist wortlos. Nur im Innersten heult es wie mit tausend Wölfen. Wir tranken Wein bis wir einigermaßen betäubt waren und fielen dann völlig erschöpft in die Betten, unfähig noch einen Gedanken zu fassen.